

*Marcel van der Linden/Jürgen Rojahn***Methodologische Probleme vergleichender Sozialgeschichte:  
Eine Erwiderung auf Christiane Eisenbergs »methodenkritische  
Bemerkungen« zu einem IISG-Projekt**

Von Anfang an hat die moderne Arbeiterbewegung zu einer vergleichenden Betrachtung angeregt. Während dabei zunächst praktische Gesichtspunkte bestimmend waren, überwiegt in neueren vergleichenden Studien eindeutig ein theoretisches Interesse. Aber so positiv die sprunghafte Zunahme derartiger Studien seit den 1970er Jahren zu beurteilen ist, wird man doch feststellen müssen, daß die methodologische Reflexion mit ihr nicht Schritt gehalten hat. Um so erfreulicher ist es, daß Christiane Eisenberg ihre Besprechung der beiden 1990 von uns vorgelegten Bände, mit denen die erste Phase eines 1987 vom IISG begonnenen Projekts – bzw. das erste einer Reihe vom IISG organisierter Projekte – abgeschlossen wurde<sup>1</sup>, als »Beitrag zur allgemeinen Methodendiskussion der vergleichenden Forschung« konzipiert hat.<sup>2</sup> Als einen Beitrag zu dieser Diskussion verstehen wir auch unsere Erwiderung auf ihre »methodenkritischen Bemerkungen«.

**I. DIE ZWEI FUNKTIONEN HISTORISCHER VERGLEICHE**

Historische Vergleiche können zwei Zielen dienen: der *Hypothesenbildung* und der *Hypothesenprüfung*. Nach der vorherrschenden Auffassung sind Entstehung und Überprüfung einer Hypothese zweierlei.<sup>3</sup>

Über das Zustandekommen von Hypothesen ist nicht viel bekannt.<sup>4</sup> Die Hypothesenbildung kann, aber muß nicht das Resultat systematischen Suchens sein. So schrieb etwa Hans Reichenbach: »Der Forscher, der eine neue Theorie sucht, wird oft durch Vermutungen geleitet, die mehr einem Raten gleichen als einem systematischen Denken; er kann keine genaue Methode angeben, mit deren Hilfe er die Theorie gefunden hat, und sagt meistens nur, daß er die richtige Ahnung hatte, oder daß er ganz plötzlich erkannte, was für Annahmen den Tatsachen entsprechen würden.«<sup>5</sup> Der »erleuchtende Einfall« kann das Ergebnis einer durch irgendein Ereignis hervorgerufenen glücklichen Assoziation sein, wie z. B. bei dem Chemiker August Kekulé von Stradonitz, der durch einen Traum, in dem er eine sich in den Schwanz beißende Schlange sah, zur ringförmigen Darstellung des Benzol gelangte.

1 *Marcel van der Linden/Jürgen Rojahn* (Hrsg.), *The Formation of Labour Movements, 1870–1914. An International Perspective*, 2 Bde., Leiden etc. 1990.

2 *Christiane Eisenberg*, *Die Arbeiterbewegungen der Welt im Vergleich. Methodenkritische Bemerkungen zu einem Projekt des Internationalen Instituts für Sozialgeschichte in Amsterdam*, in: AfS 34, 1994, S. 397–410, hier S. 400.

3 *Karl Popper*, *Logik der Forschung. Zur Erkenntnistheorie der modernen Naturwissenschaft*, Wien 1935, S. 6.

4 Zum Prozeß der Hypothesenbildung vgl. *Allen H. Barton/Paul F. Lazarsfeld*, *Some Functions of Qualitative Analysis in Social Research*, in: *Sociologica: Aufsätze, Max Horkheimer zum sechzigsten Geburtstag gewidmet*, Frankfurt/Main 1955, S. 321–361.

5 *Hans Reichenbach*, *Der Aufstieg der wissenschaftlichen Philosophie*, hier zitiert nach: *Gesammelte Werke*, Bd. 1, Braunschweig 1977, S. 339.

Aber es ist offensichtlich, daß der Traum hier keine ausreichende Bedingung für das Resultat ist.

Für das Zustandekommen einer Hypothese läßt sich zumindest eine notwendige Bedingung nennen: eine gewisse Kenntnis der Tatsachen, auf die sich die Hypothese beziehen soll. Wer keine Ahnung von Chemie hat, dem könnte allnächtlich eine Schlange träumen, ohne daß ihm der Benzolring in den Sinn käme. Es ist wohl auch nicht so, daß sich die Hypothesenbildung nicht auf die eine oder andere Weise, z. B. durch eine bestimmte Ordnung der Tatsachen, stimulieren ließe. So wird ein Historiker, der in einer Vielzahl von Archiven Kopien gesammelt hat, leichter »neue«, d. h. ihm zunächst noch nicht bewußte Zusammenhänge erkennen, wenn er die Kopien nach entsprechenden Kriterien ordnet, als wenn er sie kunterbunt aufeinanderstapelt.

Es sind diese Überlegungen, die unserer Artikelsammlung zugrunde liegen. Es ging uns vorzugsweise darum, dem interessierten Historiker in komprimierter Form gewisse Kenntnisse der Entwicklung der Arbeiterbewegungen in mehreren, ja möglichst vielen Ländern zu vermitteln, um ihn so auf ihm bis dahin unbekannte – ähnliche oder abweichende – Fälle aufmerksam zu machen und zu neuen Fragen und Ideen anzuregen. Wir haben gemeint, daß eine einheitliche Anordnung des Materials, bei der für jedes der verschiedenen Länder einheitlich gewisse Faktoren berücksichtigt sind, denen nach dem übereinstimmenden Urteil erfahrener Spezialisten ein besonderes Interesse zukommt, jenen Zielen besser dienen würde als eine willkürliche Darbietung von x-beliebigen Tatsachen. Zwar besteht dabei – wie Eisenberg zu Recht betont (S. 402) – die Gefahr, daß die einheitliche Anordnung systematisch den verfehlten Eindruck von – in Wahrheit nicht vorhandenen – Übereinstimmungen erzeugt<sup>6</sup> und so zur Formulierung von verkehrten Hypothesen führt. Aber es gibt auch keinen anderen Weg, der garantierte, daß auf ihm nur »richtige« Hypothesen (deren Überprüfung sich erübrigte) zustandekämen.

Es dürfte Eisenberg bis zu einem gewissen Grad auch darin zuzustimmen sein, daß schon die Hypothesenbildung ein von der empirischen Forschung nicht zu trennender langwieriger Prozeß ist (S. 406 f.). Aber es macht Mühe, sich einen Historiker vorzustellen, der sich ohne Vorwissen und ohne eine Idee von dem, was er erforschen will, in die empirische Forschung stürzt. Und auch wenn in der Praxis die immer neue Formulierung und Präzisierung einer Hypothese oft in enger Wechselwirkung mit ihrer Prüfung erfolgt, ändert das nichts daran, daß die beiden Seiten, d. h. das Zustandekommen und die Prüfung einer Hypothese, deutlich voneinander zu unterscheiden sind und nur die Verfahren der Prüfung Gegenstand der eigentlichen methodologischen Diskussion (im Sinne logischer Analyse) sind. Da jedoch die Prüfung von eventuell durch unsere Artikelsammlung inspirierten Hypothesen außerhalb des Rahmens derselben fällt, verfehlt Eisenbergs methodologische Kritik weitgehend ihr Ziel. Als Beitrag zur methodologischen Diskussion sind ihre Bemerkungen nichtsdestoweniger von Interesse.

6 Es überrascht, wenn Eisenberg im gleichen Atemzug erklärt, die Artikelsammlung erlaube »die Feststellung von Regelmäßigkeiten«, so daß Historiker auf Antrieb »vermeintliche ›Sonderwege‹ als vielbefahrene Straßen erkennen [können], wodurch sie der Aufgabe enthoben sind, solche ›Besonderheiten‹ erklären zu müssen.« Auch die Übereinstimmung der »vielbefahrenen Straßen« könnte Schein sein.

## II. DIE VERGLEICHBARKEIT VON VARIABLEN

Wer einen systematischen Vergleich plant, sollte zunächst prüfen, inwieweit der Vergleich tatsächlich durchführbar und sinnvoll ist. Eisenberg nennt einige der Probleme, die sich hier ergeben.

An erster Stelle weist sie auf die Schwierigkeit hin, die als »Galton's problem« bekannt ist.<sup>7</sup> Sie besteht darin, daß sich die Einflüsse verschiedener Variablen nur dann gut vergleichen lassen, wenn die Fälle voneinander unabhängig sind. Bei der Vielzahl wechselseitiger Einflüsse ist evident, daß diese Bedingung für die modernen Arbeiterbewegungen in den verschiedenen Ländern nicht erfüllt ist, weshalb es zunächst einmal – wer würde dieser Forderung nicht zustimmen? – »im Vorfeld des eigentlichen Vergleichs endogene und exogene Entwicklungsfaktoren voneinander zu separieren« gilt (S. 401).

Zu Recht weist Eisenberg sodann auf die Probleme hin, die sich aus der Verschiedenheit der Sprachen im allgemeinen und der »Unübersetzbarkeit« landesspezifischer Begriffe (bzw. der landesspezifischen Eigenart ihrer Designate) im besonderen sowie aus der Verschiedenheit der in den Statistiken der einzelnen Länder gehandhabten Kategorien und Kriterien ergeben.

Daß sich Ausdrücke einer bestimmten Sprache kaum je ohne eine gewisse Veränderung ihrer Bedeutung in eine andere Sprache übersetzen lassen, ist bekannt; es gibt zur Übersetzungsproblematik eine ausgedehnte Literatur. Es ist noch nicht einmal bei der Benutzung *einer* Sprache garantiert, daß Sprecher und Hörer bei einem Wort genau dasselbe denken, was dadurch, daß nicht nur Werke der Dichtkunst, sondern auch andere Texte immer neu interpretiert werden, zur Genüge illustriert wird. Gleichwohl hören wir nicht auf zu kommunizieren, sondern bemühen uns höchstens, uns möglichst deutlich auszudrücken bzw. genau zuzuhören. Wir würden auch nicht deshalb, weil wir eine fremde Sprache nicht beherrschen, kurzerhand darauf verzichten, die in ihr entstandene Literatur zur Kenntnis zu nehmen, sondern erwarten, daß jemand diese Literatur möglichst getreu übersetzt. Trotz der Schwierigkeiten werden sogar die Versuche, das Übersetzen zu computerisieren, vorangetrieben. Mit anderen Worten: Die Alternative zur perfekten Lösung ist nicht die Kapitulation, sondern die Suche nach Wegen einer Annäherung an jene Lösung.

Dem kommt in der vergleichenden Sozialgeschichte bis zu einem gewissen Grad entgegen, daß es vorzugsweise um Begriffe geht, die empirische Phänomene denotieren, d. h. Phänomene, die sich auch in einer anderen Sprache als der des betreffenden Landes umschreiben lassen. Aber dem steht wiederum das Faktum gegenüber, daß empirische Phänomene auch dann nicht identisch sind, wenn sie sich unter denselben Begriff subsumieren lassen. Denn Begriffsbildung basiert auf einer Klassifikation, d. h. faßt all die Elemente, die in einer bestimmten Hinsicht gleich sind, zu einer Klasse zusammen und schließt all jene, die in der betreffenden Hinsicht ungleich sind, aus. Doch handelt es sich i.d.R. nicht um eine echte Gleichheit, sondern nur um eine *Ähnlichkeit*, d. h. die zu einer Klasse gehörigen Elemente sind einander in der betreffenden Hinsicht ähnlicher, als sie es anderen Elementen sind. Dabei bleibt immer Raum für unterschiedliche Grade der Ähnlichkeit. »As a rule of thumb,« so Giovanni Sartori, »the smaller the number of classes yielded by a classification, the higher its intra-class variation (its classes incorporate, so to speak, very different sames). Conversely, the greater the number of classes, the lesser the intra-class variance. [. . .] Any class, no matter how minute, allows for intra-class variations«.<sup>8</sup>

7 Raoul Narroll, Galton's Problem, in: *Ders./Ronald Cohen* (Hrsg.), *Handbook of Method in Cultural Anthropology*, Garden City, NJ 1970, S. 974–989.

8 Giovanni Sartori, Comparing and Miscomparing, in: *Journal of Theoretical Politics* 3, 1991, S. 243–257, hier S. 246.

Mit den genannten Schwierigkeiten – die wir in keiner Weise bagatellisieren wollen – sieht sich jeder konfrontiert, der Entwicklungen und Zustände in verschiedenen Ländern zu vergleichen sucht. Eisenberg betont durchaus zu Recht, daß jene Schwierigkeiten mit der Zahl der Fälle wachsen und ab einer gewissen Zahl von Fällen für den einzelnen Forscher faktisch nicht mehr zu bewältigen sind. Zusätzlichen Nachdruck verleiht sie ihrer – sich gegen Vergleiche einer großen Zahl von Ländern richtenden – Argumentation noch durch den Hinweis darauf, daß »eine lineare Vermehrung der Untersuchungsfälle eine wachsende, tendenziell geometrische Vervielfachung der Vergleichsmöglichkeiten nach sich [ziehe]« (S. 407).<sup>9</sup>

### III. MILLS METHODOLOGIE DES VERGLEICHS

Unter Berufung auf John Stuart Mill, den sie nicht ganz treffend »einen der ersten Theoretiker des sozialwissenschaftlichen Vergleichs« (S. 397) nennt (von der Einheit der Wissenschaften ausgehend, aber dabei nicht blind für die besonderen praktischen Probleme der Sozialwissenschaften, analysierte Mill vorzugsweise die von den Naturwissenschaften benutzten Verfahren), unterscheidet Eisenberg die »method of agreement« und die »method of difference«.<sup>10</sup> Es dürfte sich empfehlen, kurz in Erinnerung zu rufen, worum es bei Mill geht:

Wenn wir uns auf der Suche nach der Erklärung für ein Phänomen y der »method of agreement« bedienen, untersuchen wir zwei oder mehr Fälle, in denen das Phänomen y vorkommt. Dabei wählen wir Fälle, die sich ansonsten möglichst stark voneinander unterscheiden. Sofern in allen diesen Fällen außer dem Phänomen y auch ein Phänomen x vorkommt, besteht möglicherweise ein kausaler Zusammenhang (Schema 1). Da jedoch nicht ausgeschlossen ist, daß x nur zufällig immer dann vorkommt, wenn y vorkommt, oder daß

Schema 1: *method of agreement*

Fall 1	Fall 2	Fall N	
a	d	g	
b	e	h	Unterschiede
c	f	i	
x	x	x	Gemeinsamkeit
<hr/>			
y	y	y	

x und y beide durch eine unbekannte Variable z verursacht sind, können wir nie sicher sein, daß der ursächliche Zusammenhang tatsächlich besteht. Die Brauchbarkeit der Methode hängt stark von der Qualität der Analyse der relevanten Faktoren ab, d. h. davon, wie weitgehend wir diese erfaßt haben, sowie auch davon, wie überzeugend wir die beobachteten Zusammenhänge finden. Mit anderen Worten: Die »method of agreement« ist kein mechanisch anwendbares Rezept zur Feststellung kausaler Zusammenhänge. Vielmehr hängt ihr Nutzen stark von der Theorie ab, von der wir uns bei unserer Untersuchung leiten lassen.

<sup>9</sup> Vgl. Charles Ragin, *The Comparative Method. Moving beyond qualitative and quantitative strategies*, Berkeley etc. 1987, S. 50.

<sup>10</sup> John Stuart Mill, *A System of Logic, Ratiocinative and Inductive*, hier zitiert nach: *Collected Works*, Bd. 7, Toronto etc. 1973, S. 388–392.

Wenn wir uns dagegen auf der Suche nach der Erklärung für das Phänomen y der »method of difference« bedienen, untersuchen wir sowohl Fälle, in denen das Phänomen y vorkommt, als auch Fälle, in denen es nicht vorkommt. Dabei wählen wir Fälle, die ansonsten möglichst ähnlich sind. Sofern immer, wenn das Phänomen y vorkommt, auch das Phänomen x vorkommt und immer, wenn das Phänomen y nicht vorkommt, auch das Phänomen x nicht vorkommt, besteht möglicherweise ein ursächlicher Zusammenhang (Schema 2). Aber auch hier können wir nie sicher sein, ob x tatsächlich die Ursache von y ist; denn auch

Schema 2: *method of difference*

Positive Fälle	Negative Fälle	
a	a	Gemeinsamkeiten
c	c	
x	Nicht x	Unterschied
y	Nicht y	

hier ist nicht ausgeschlossen, daß x zufällig vorkommt bzw. nicht vorkommt, wenn auch y vorkommt bzw. nicht vorkommt, oder daß x und y beide durch eine unbekannt Variable z verursacht werden. Auch die Kombination der beiden Verfahren, von Mill »joint method« oder »indirect method of difference« genannt, bietet hier keinen Ausweg, so daß nur der Schluß bleibt, daß sich auch mittels der systematischsten Methoden des Vergleichs kausale Zusammenhänge nie endgültig feststellen lassen.<sup>11</sup> Das gilt in besonders hohem Maß für die Sozialwissenschaften: Mill wies in diesem Zusammenhang auf das Problem der »combined causes« hin, das sich bei den »phenomena of politics and history« noch in weit größerem Maße als bei naturwissenschaftlichen Phänomenen stelle: »Plurality of causes exists in almost boundless excess, and effects are, for the most part, inextricably interwoven with one another.«<sup>12</sup> Das heißt indessen nicht, daß jede Anwendung vergleichender Verfahren sinnlos sei. Die Stärke aller drei »methods« liegt darin, daß sie bestimmte Erklärungen eliminieren können: weder ein Faktor, der nicht in jedem Fall vorkommt, in dem das explanandum auftritt, noch ein Faktor, bei dessen Vorkommen das explanandum nicht in allen Fällen auftritt, kann dessen (einzige oder ausreichende) Ursache sein.

11 Die Stärken und Schwächen von Mills Methodologie waren in den vergangenen Jahren Gegenstand interessanter Debatten. Vgl. *Elizabeth Nichols*, Skocpol and Revolution: Comparative Analysis vs. Historical Conjuncture, in: *Comparative Social Research* 9, 1986, S. 163–186; *Theda Skocpol*, Analyzing Causal Configurations in History: A Rejoinder to Nichols, in: *Comparative Social Research* 9, 1986, S. 187–194; *Stanley Lieberson*, Small N's and Big Conclusions: An Examination of the Reasoning in Comparative Studies Based on a Small Number of Cases, in: *Social Forces* 70, 1991/92, S. 307–320; *Jukka Savolainen*, The Rationality of Drawing Big Conclusions Based on Small Samples: In Defense of Mill's Methods, in: *Social Forces* 72, 1993/94, S. 1217–1224; *Stanley Lieberson*, More on the Uneasy Case for Using Mill-Type Methods in Small-N Comparative Studies, in: *Social Forces* 72, 1993/94, S. 1225–1237.

12 *Mill*, *A System of Logic*, S. 452.

## IV. ANDERE ANSÄTZE

Der begrenzte Nutzen von Mills Methodologie für die vergleichende sozialwissenschaftliche Forschung läßt sich auf zwei Probleme praktischer Natur zurückführen:

1. das Problem der »overdetermination«: »A dependent phenomenon is overdetermined if two or more independent variables explain the same part of its variation. Overdetermination occurs whenever many variables are theoretically relevant and observations are few.«<sup>13</sup>

2. das bereits erwähnte Problem der »combined causes«: Die relevanten Variablen bilden einen eng zusammenhängenden Komplex sich gegenseitig beeinflussender Faktoren: Das normale Muster sozialhistorischer Erklärungen ist nicht »immer wenn a, dann y«, sondern »immer wenn a sowie b, c, d und e, dann y«, bzw. »immer wenn a, aber nicht zugleich f, dann y«.

Unter diesen Umständen scheinen Versuche, bestimmte erklärende Faktoren zu isolieren und »covering laws« im Sinne von Carl Hempel festzustellen, wenig erfolgversprechend. Aber das bedeutet nicht, daß der vergleichende Historiker gleich jede Hoffnung, zu fundierten Hypothesen zu gelangen, fahren lassen müßte. Die erstgenannte Schwierigkeit kann man dadurch zu überwinden suchen, daß man die Anzahl der Fälle vergrößert: »[Any] enlargement of the sample, however small, improves the chances of instituting at least some control.«<sup>14</sup> Wenn sich die Zahl der Fälle weit genug erhöhen läßt, z. B. dadurch, daß man als Untersuchungseinheit nicht Länder (Staaten), sondern Regionen wählt, wird unter Umständen die Anwendung statistischer Methoden möglich. Aber wenn auch letztere als stärker gelten, sind sie doch – wie Lijphart zutreffend bemerkt – der komparativen Methode keineswegs unbedingt vorzuziehen: »the comparative method has certain intrinsic advantages which may be able to counterbalance the strengths of the statistical method [. . .], [it] requires the careful selection of cases that fit the research problem, and [. . .] the researcher [. . .] can analyze his smaller number of cases more thoroughly«.<sup>15</sup>

Ein Ausweg aus der zweiten Schwierigkeit besteht darin, daß man nicht einzelne Faktoren zu isolieren sucht, sondern verschiedene Konfigurationen von Variablen vergleicht. Je schärfer unsere Analyse ist, desto größer wird dabei die Zahl der zu berücksichtigenden Variablen. Im äußersten Fall gelangen wir auf diesem Weg zu dem von James M. Jasper als »idiographic comparative approach« bezeichneten Verfahren.

»When the object of study is a complex system of any kind, gradual refinement of the analysis will produce fewer and fewer points of similarity between the countries and more differences: what appears identical at first glance will eventually be seen to involve different meanings in the two countries, or to be composed of several characteristics, some similar and some not. Not only do variables often turn out to have different values in two countries [. . .], but they often turn out to be quite different variables, based on different processes and involving different meanings for the participants.«<sup>16</sup>

Jasper stellt den idiographisch-komparativen Ansatz dem sich an den Naturwissenschaften orientierenden empirizistischen Ansatz, wie er in systematischer Form zuerst von Mill

13 Juan J. López, Theory Choice in Comparative Social Inquiry, in: *Polity* 25, 1992, S. 267–282, hier S. 267.

14 Arend Lijphart, Comparative Politics and the Comparative Method, in: *American Political Science Review* 65, 1971, S. 682–693, hier S. 686.

15 Ders., The Comparable-Cases Strategy in Comparative Research, in: *Comparative Political Studies* 8, 1975/76, S. 158–177, hier S. 165, S. 167, S. 171.

16 James M. Jasper, Two or Twenty Countries: Contrasting Styles of Comparative Research, in: *Comparative Social Research* 10, 1987, S. 205–229, hier S. 210.

entwickelt wurde, gegenüber: Bei diesem geht es um die Feststellung allgemeiner Hypothesen, bei jenem um ein klareres Verständnis von besonderen Strukturen und Zusammenhängen von Ereignissen.

Die beiden Ansätze bewegen sich auf verschiedenen Ebenen der kausalen Analyse und bedienen sich verschiedener Techniken; aber sie schließen sich in keiner Weise aus, sondern ergänzen sich, ja sind in hohem Maße aufeinander angewiesen. Einerseits sind wir bestrebt, die Komplexität der Welt durch die Erkenntnis regelmäßiger Zusammenhänge zu reduzieren, und würde es uns kaum genügen, wenn wir bei unseren Versuchen, die beobachteten Phänomene zu erklären, über nicht überprüfbare, ad hoc formulierte Annahmen nicht hinausgelangten. Tatsächlich beruht auch jede scheinbar kontextimmanente Erklärung auf – nicht immer explizit genannten – allgemeinen Annahmen. Andererseits ist jede Wahrnehmung von »Gleichheit«, jede Generalisierung das Ergebnis einer Abstraktion, und allzu rigorose Ansprüche hinsichtlich der Prüfung allgemeiner Annahmen führen oft nur dazu, daß die zu isolierende Variable auf einer so hohen Abstraktionsebene definiert wird, daß eine bestimmte Wirkung kaum noch zu erkennen ist. Wenn die Annahme die Form »wenn. . ., dann. . .« hat, führt eine Hinzufügung von weiteren Bedingungen bei einer entsprechenden Einschränkung der Geltung zu zunehmender Wirklichkeitsnähe. Aber die Auswahl relevanter Variablen setzt dabei ein genaues idiographisches Wissen voraus.

Kurz: Der empirizistische Ansatz, bei dem es idealiter um »covering laws« geht, und der idiographisch-komparative Ansatz, der auch für »Verstehen« Raum läßt, bilden die Enden eines Kontinuums. »The two approaches stop at different moments in the continual process of refining variables«. <sup>17</sup> Einen Königsweg vergleichender Forschung gibt es nicht. »There is no compelling theoretical reason for choosing one or the other [. . .]. The choice depends instead on practical issues, especially the objects of research and the goals of the researcher.« <sup>18</sup>

## V. ORGANISATORISCHE ASPEKTE

Wenn Eisenberg annimmt, daß wir uns in der einleitenden »Gebrauchsanweisung« zu den besprochenen Bänden auf »multinationale Vergleiche nach der ›method of agreement« festgelegt hätten (S. 408), so zu Unrecht. Zwar halten wir – anders als Eisenberg – Versuche, die Arbeiterbewegungen in mehr als zwei, drei Ländern zu vergleichen, keineswegs für aussichtslos (daß die dabei auftauchenden Schwierigkeiten immerhin teilweise überwunden werden können, wurde mittlerweile demonstriert<sup>19</sup>); doch schließen wir auch die »bescheideneren [. . .] Vergleichsstudien nach der ›method of difference««, denen Eisenberg – von ihrer eigenen Erfahrung ausgehend<sup>20</sup> – den Vorzug gibt, nicht aus. Allerdings scheint es uns,

17 Ebd., S. 210.

18 Ebd., S. 208.

19 Vgl. z. B. *Marcel van der Linden/Wayne Thorpe*, Aufstieg und Niedergang des revolutionären Syndikalismus, in: 1999, H. 3/1990, S. 9–38 (zwölf Länder) oder *Frank Broeze*, Militancy and Pragmatism: An International Perspective on Maritime Labour, 1870–1914, in: IRSH 36, 1991, S. 165–200 (zehn Länder). In der Politologie haben multinationale Vergleiche bereits eine lange Tradition. Ein Beispiel unter vielen ist *Klaus Armingeon*, Sozialdemokratie am Ende? Die Entwicklung der Macht sozialdemokratischer Parteien im internationalen Vergleich 1945–1988, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 18, 1989, S. 321–345.

20 *Christiane Eisenberg*, Deutsche und englische Gewerkschaften. Entstehung und Entwicklung im Vergleich, Göttingen 1986. Vgl. auch *dies.*, The Comparative View in Labour History, in: IRSH 34, 1989, S. 403–432, insb. S. 410 ff.

daß das Vorgehen, das sie dabei im Sinn hat, in Wirklichkeit eher dem »idiographic comparative approach« von Jasper als Mills »method of difference« entspricht.

Bemerkenswerterweise hält auch Eisenberg es nicht für ausgeschlossen, die vergleichende Arbeiterforschung stärker als bisher zu koordinieren. Die beste Möglichkeit scheint ihr die Kombination von mehreren jener »bescheideneren [. . .] Vergleichsstudien«, wobei sie zwei verschiedene Wege sieht: Zum einen den der parallelen Durchführung mehrerer Vergleiche von Arbeiterbewegungen zweier Länder, auf Grund deren man in einem zweiten Schritt »Ähnlichkeiten und Unterschiede« feststellen sowie »weiterführende Forschungsfragen« formulieren könnte; zum andern die des Vergleichs der Arbeiterbewegungen einer Reihe von Ländern mit der eines »Bezugslands«, wobei letzteres ein »westeuropäisches Pionierland der Arbeiterbewegung« sein sollte; in einem zweiten Schritt könnten die jeweils festgestellten Differenzen ihrerseits verglichen werden (S. 408 f.).

Während wir den ersten Weg für gangbar halten, scheint uns die Erhebung der Arbeiterbewegung eines Pionierlands zur Norm – Eisenberg denkt an die britischen Gewerkschaften bzw., was die Parteien anbelangt, an die deutsche Sozialdemokratie – nicht unproblematisch. So wurde kritisch angemerkt, das Verfahren laufe, was die britischen Gewerkschaften betreffe, auf eine Galvanisierung des britischen Imperialismus auf der Ebene der Wissenschaft hinaus.<sup>21</sup> Wenn Eisenberg darauf mit der Frage antwortet, warum sich die Forschung angesichts der tatsächlichen – von der I. Internationale unterstützten – kulturimperialistischen Tendenzen der britischen Gewerkschaften an einem Ideal formaler Gleichbehandlung orientieren solle, das der historischen Arbeiterbewegung fremd gewesen sei (S. 409), kann man zurückfragen, ob sich die Forschung unkritisch mit den Ideen der Gruppen, die ihr Gegenstand sind, identifizieren müsse. Der von Eisenberg angeführte »forschungsstrategische Vorteil«, daß die Arbeiterbewegung eines Pionierlands ihrerseits kein Vorbild habe, weshalb sich die mühsame Separierung von endogenen und exogenen Faktoren erübrige, fehlt auf der Seite der Arbeiterbewegung des Vergleichslands.<sup>22</sup> Auch ein weiteres von Eisenberg genanntes Argument, daß für die Wahl eines Pionierlands als Bezugsland spreche, daß »die gängigen sozialwissenschaftlichen Theorien über die Arbeiterbewegung in Auseinandersetzung mit der realen Entwicklung in den Pionierländern entstanden sind« (ebd.), ist nicht besonders stark. Denn zum einen gilt das, wenn überhaupt, dann vorzugsweise für die Zeit vor 1914; zum andern fragt sich, ob wir bei den »gängigen Theorien« stehenbleiben müssen. Vermutlich würde auch Eisenberg diese Frage verneinen. Aber wenn sie als den dritten Vorteil des von ihr vorgeschlagenen »Designs« anführt, daß sich über die Erfassung der »relativen Rückständigkeit« der verschiedenen nationalen Arbeiterbewegungen eine neue Typologie entwickeln ließe, die dann möglicherweise »zu einer Entwicklungs- bzw. Modernisierungstheorie der internationalen Arbeiterbewegung auszubauen« wäre (S. 410), fühlt man sich fast in die gute alte Zeit zurückversetzt, in der der eurozentrische Glauben an einen linearen Fortschritt noch unangefochten war. Auch wer an der abstrakten Idee einer fortschreitenden »Modernisierung« festhält, kommt (sofern er – auch im Interesse der von Eisenberg selbst geforderten diachronen Vergleiche –

21 Wayne Thorpe, Vergleichende Arbeitergeschichte: Aus der Arbeit des Amsterdamer Internationalen Instituts für Sozialgeschichte, in: 1999, H. 4/1993, S. 83–99, hier S. 94. Überraschenderweise verweist Eisenberg auf den Aufsatz von Joachim Matthes, The Operation Called »Vergleichen«, in: Ders. (Hrsg.), Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs, Göttingen 1992, S. 75–99, nicht in diesem Kontext.

22 So bedürfte es für die deutsche Sozialdemokratie in jedem einzelnen Fall einer genauen Untersuchung, wie weit ihre (oft überschätzte) Vorbild-Wirkung tatsächlich reichte. Vgl. Jürgen Rojahn, War die deutsche Sozialdemokratie ein Modell für die Parteien der II. Internationale?, in: IWK 27, 1991, S. 291–303.



über das Jahr 1914 hinausblickt) kaum um die Feststellung herum, daß die »führende« Rolle kein erbliches Privileg einer bestimmten nationalen Arbeiterbewegung war (man denke an die britischen Gewerkschaften nach 1945!) bzw. dieselbe nationale Arbeiterbewegung – wie z. B. die deutsche Sozialdemokratie vor 1914 – zur gleichen Zeit zwar in gewisser Hinsicht sehr »modern«, aber in anderer Hinsicht eher »rückständig« sein konnte. So müßte sich auch jemand, dem es vorzugsweise um die Erfassung der »abweichenden Strukturen der Arbeiterbewegungen in den Nachfolgeländern [!]« geht, fragen, ob nicht ein konstruierter Idealtypus bzw. ein Modell als *tertium comparationis* vorzuziehen wäre.

Unabhängig davon zeigen die von Eisenberg vorgeschlagenen »Designs«, daß sie die vorher von ihr vorgebrachten Bedenken gegen den von uns anvisierten »joint effort« eines internationalen Forscherteams, die – wenn stichhaltig – auch eine koordinierte Durchführung von mehreren »bescheideneren [. . .] Vergleichsstudien« betreffen würden, selbst nicht allzu ernst nimmt. Die von ihr empfohlene Möglichkeit ist denn auch in der Tat nur eine von verschiedenen, die denkbar sind. Charles Ragin nennt vier:

1. das Max-Weber-Modell: ein einziger Forscher studiert gründlich eine größere Anzahl Fälle und führt selber den Vergleich durch;
2. das Kombinationsmodell: verschiedene Forscher vergleichen jeweils zwei Fälle, wonach die Resultate der Vergleiche kombiniert werden;
3. das Projekt-Modell: ein Forscher, der als »synthesizer« auftritt, verarbeitet die Resultate der von verschiedenen Spezialisten durchgeführten Länderstudien;
4. das Kollektiv-Modell: eine Gruppe Spezialisten führt nach Anfertigung entsprechender Länderstudien gemeinsam den Vergleich durch.<sup>23</sup>

Welches dieser Modelle den Vorzug verdient, ist erneut von Fall zu Fall unter pragmatischen Aspekten zu entscheiden. Aber welcher Weg auch immer gewählt wird – um ein gründliches Studium der zu vergleichenden Fälle führt keiner herum. Unsere beiden Bände sollen dieses Studium keineswegs ersetzen.

23 Charles Ragin, *New Directions in Comparative Research*, in: Melvin L. Kohn (Hrsg.), *Cross-National Research in Sociology*, Newbury Park 1981, S. 57–76.